

Und der Weg der Jungen zum Gebot? Ach, welche eine Unsumme von Leid und Bitterkeit liegt doch z. B. in dem Wort „Altenteil“. Wie manches Haus unserer Heimat ist da mit einer schweren Schuld Gott und den Eltern gegenüber belastet. Im alten Sparta war die Sitte, daß am Tag bevor ein Mann in ein öffentliches Amt gewählt werden sollte, die Aeltesten des Volkes an das väterliche Grab dieses Mannes gingen, um zu sehen, ob es würdig geschmückt sei. War das Grab nicht in Ordnung, so wurde der Mann nicht gewählt. Niemand dürfte in Deutschland einen guten Namen haben, niemand dürfte ein Amt bekleiden, wenn sein Vater oder seine Mutter im Armenhaus oder in der Einsamkeit der Altstübe und Not verkommen. Gewiß, die Eltern sind oft wunderbar und haben ihre Eigenarten, und das Schwerste ist wohl, wenn zwischen Eltern und Kindern eine Schuld steht. Wie manchem Kind ist es schwer auf die Seele gefallen, Vater und Mutter zu ehren, wenn es weiß, die Mutter lügt, und der Vater nimmt es auch mit der Wahrheit nicht genau! Da gibt es ja nur für die Kinder ein Stillewerden und ein schweigendes Verzeihen und sich beugen. Hier zeigt es sich wieder, daß nur Vergabung menschliche Gemeinschaft zusammenhält. Vergabung ist das einzige Wort, das immer wieder Alte und Junge zusammenfügt. Und wer könnte von uns Menschen recht vergeben, wenn ihm nicht selbst vergeben würde von dem, der allein in Wahrheit, die Herzen der Kinder zu ihren Vätern und die Herzen der Väter zu ihren Kindern befehrt.

Weber.

Der Joggeli.

Von Wilhelm Speck.

Mit Genehmigung des Verlages M. Warnack, Berlin.

2. Fortsetzung.

Die nächsten Tage kam er nicht zu sich selbst. Später suchte er sich mit der Arbeit zu betäuben, es wurde ihm aber schwach, er mußte nach Hause gehen. Einige Tage wartete er und versuchte es dann wieder. Es ging nicht, die Art fiel ihm aus den Händen. Als ihn die Leute zurückwanken sahen, sagten sie: Jetzt hat es ihn gepackt. Graulich ist er auch geworden. Vorher konnte man es nicht bemerken, jetzt läßt es sich nicht mehr verbergen.

Er verbarg es auch nicht, er brauchte ja auf niemand mehr Rücksicht zu nehmen. Nur daß er sich in sein Haus einschloß und kaum noch zu sehen war. Wer des Abends spät an dem Hause vorbeiging, sah ihn dann wohl am Tische sitzen vor der Lampe, den Kopf in beiden Händen, regungslos. Später irrte er mit dem Licht im Hause herum, unten und oben, von einer Stube in die andere, als suche er etwas und könne es nicht finden. Noch später saß er im Finstern, es lohnte nicht mehr, Licht zu machen.

Klopfte jemand an die Tür, so gab er Antwort, rührte sich aber nicht vom Plaze. Hätte er sagen sollen, was er eigentlich im Sinne führte, er hätte nicht antworten können. Er war ohne alle Gedanken, dachte weder rückwärts noch vorwärts; er lag wie der Stein, der in einen Brunnen gefallen ist, in der Tiefe. So ging es einige Zeit, in der er aß und trank ohne es gewahr zu werden, ohne es zu wollen, ohne es zu schmecken, nur weil er es früher getan hatte, und er wäre wohl auch, ohne es zu merken, hinter den Seinen her aus der Welt gegangen.

Eines nachts aber, da er weder gewacht noch geschlafen hatte, drang ein Geräusch an sein Ohr und ließ ihn zusammenfahren. Es war schon wieder vorüber, als er lauschen wollte; und es war ganz still. Kein Lüftchen ging, der Rußbaum regte kein Blatt, nicht eine Fliege summt.

O Gott, stöhnte es in ihm, ich liege in einem Grab. Es hat mich alles verlassen. Auch die Uhr ist still geworden.

Die Uhr! Er fuhr von neuem auf und horchte: sie war nicht zu hören. Er lauschte länger: nichts. Das Stundenschlagen hatte sie längst aufgegeben, ob sie auch immer noch dazu ansetzte, aber ihr leises Hin- und Hergehen war doch immer noch zu vernehmen gewesen, auch damals, als noch viele um ihn her atmeten.

Nun besann er sich darauf, daß er sich seit langem nicht mehr um sie bekümmert habe. Die Uhr war der Magdalene immer lieb gewesen, sie hatte sie an jedem Sonntagmorgen selbst aufgezogen. Erst seit ihrer Krankheit hatte sie ihn damit betraut, und das letztemal, do er es getan hatte, war sie ihm noch mit den Augen gefolgt.

Er stand auf, suchte im Dunkeln den Schlüssel, drehte ein paarmal herum, dann fühlte er einen Widerstand, und als er ihn überwunden hatte, konnte er drehen, solange er wollte. Nun machte er mit zitternden Händen Licht und nahm das Werk aus dem Gehäuse: die Feder war zerbrochen. Er mußte es ja ohnehin.

Ach, wie viel war hier schon gebrochen, und nun zerbrach auch das Letzte, was einmal um ihn her gelebt hatte! Es war ihr still geworden, der alten Uhr. Sonst hatte sich die Magdalene mit ihr unterhalten, lief sie einmal zu eilig oder blieb sie hinter der Zeit zurück. Die Kinder hatten es ihr nachgemacht, wenn sie schlagen wollte und es nicht fertig brachte, und eines nach dem anderen hatte im Uhrkasten als in einem Versteck gefessen, gleich dem Geißlein, als der Wolf ins Zimmer sprang. Das war nun alles vorüber. Sie hatte recht getan, ihren Dienst einzustellen.

Das Uhrwerk fiel ihm aus der Hand. Er achtete es nicht, sondern legte den alten müden Kopf auf den Tisch und schluchzte laut auf.

Als er sich endlich aufraffte und die Uhr aufnahm, sah er, daß der Holzrahmen, der das Räderwerk umspannt hatte, auseinandergebrochen war. Nun holte er den Nagelkasten, paßte ein, hämmerte, schraubte fest und schraubte lose.

Die ganze Nacht saß er über seiner Arbeit. Erst als es tagte, gab er die Sache auf, zog sich nun zum Ausgehen an, schlug die Uhr in ein Stück Papier und wanderte über den Berg in die Stadt, kehrte von da auch erst am Abend wieder zurück.

Später verlautete es, daß er beim Uhrmacher gewesen war, dort aber wenig Trost empfangen hatte. Der Meister hatte vielmehr gesagt, die Uhr habe ihre Dienste geleistet, es lohne sich nicht mehr, ihrethalben einen Finger zu rühren. Jochen hätte aber nicht nachgelassen, bis man ihm den inneren Bau einer Uhr auseinanderetzte, ihm auch mancherlei, dessen er bedurft, mitgab, und nun wollte er sie selbst in Ordnung bringen.

Der Jochen ein Uhrmacher! Nun, er konnte es ja versuchen, verderben ließ sich ja nichts mehr. Jetzt saß er Tage und Wochen vor seiner Uhr. Der Mond schaute ihm einige Nächte geduldig zu, dann wurde es ihm langweilig, denn hundertmal war die Sache schon zusammen gewesen, und immer wieder wurde sie auseinandergenommen. Die Uhr selbst sträubte sich mit aller Gewalt dagegen wieder heil zu werden, sie war froh, das Leben soweit überstanden zu haben. Ihr Herr aber blieb hartnäckig und hielt sie wie in einem eisernen Schraubstock. So selbst im Schlaf verlor er sie nicht aus den Augen, sondern baute im Traume Uhren über Uhren.

Sah ihn jemand zufällig einmal am Fenster stehen, so erschraf er über sein vergeistertes Aussehen, und man hörte, lange werde er es nicht mehr machen, er schaute schon jetzt wie ein Gespenst aus, die Uhr bringe ihn so ganz allmählich um den Verstand und das Leben.

Dem war aber nicht so. In seiner tiefen Verlassenheit und Finsternis hatte er vielmehr von irgendwoher einen Laut vernommen und tappte nun mit dunklem Sinne dem Schalle nach, ohne zu wissen, was er tue, und ohne es wissen zu wollen, nur weil er einmal aufgestört und auf die Füße gestellt worden war. Das ging dann eine Weile zwischen finsternen Wänden her, dann schimmerte es ein wenig und die Dämmerung wurde heller, bis er zuletzt erwachte und sich erstaunt im Lichte fand.

Als er soweit gekommen war, ging gerade jemand an an seinem Hause vorüber, der dann unten im Dorfe verkündigte, er habe beim Jochen eine Uhr schlagen hören. Nicht lange darauf war das Häuschen voller Menschen, die sich davon überzeugten, daß die Uhr ging und die Stunden angab. Ein feiner Kopf ist er doch, gestanden sie sich da ein. Wie ein Gespenst sah er auch nicht aus, bleich wohl und eingefallen, aber mit hell gewordenen Augen, und

Gustav Adolf-Bote für die Ostmark

Blatt des Hauptvereins der Gustav Adolf-Stiftung in Königsberg.

Jahrgang 35.

Schriftleiter: W. Brunau in Königsberg Pr.

Nummer 7

1932.

Im Jahre 1932 werden es dreihundert Jahre sein, daß Gustav Adolf bei Lützen fiel. Das schwedische Volk und die deutsche evangelische Christenheit werden diesen Gedächtnis-tag festlich begehen. Im Jahre 1932 werden es einhundert Jahre sein, daß der Gustav Adolf-Verein besteht, und der Gesamt-Gustav-Adolf-Verein wird seinen Jahrhunderttag auch festlich begehen und zwar so, wie es seinem Wesen und seiner Aufgabe entspricht. Ist er ein Verein, der den Evangelischen in der Zerstreuung hilft Kirchen bauen und ihres Glaubens leben, so wird er in dem Jubeljahr seines Bestehens mehr sammeln, denn sonst in einem Jahr und wird ein Hilfs- und Liebeswerk schaffen, das weit die Liebeswerke der anderen Jahre übertrifft. Der Zentralvorstand in Leipzig hat deshalb schon jetzt an alle Haupt- und Zweigvereine die Bitte ausgehen lassen, bei Zeiten für das Jubiläumswerk die Sammlung zu beginnen, damit das hundertjährige Bestehen des Gustav Adolf-Vereins gefeiert werden kann, wie es unserer evangelischen Kirche und des großen Schwedenkönigs würdig ist. Wir geben hier diesen Aufruf und die Bitte des Zentralvorstandes an die Gemeinden unserer Provinz weiter. Wenn in diesen Jahren der Gustav Adolf-Verein zu einer Kollekte an eure Türen klopft, wenn er zu einem Jahresfest in eure Kirchspiele kommt, gebt freudiger, gebt reichlicher als bisher. Laßt Ostpreußen unter den großen Hauptvereinen nicht an fast letzter Stelle stehen. Wir im Osten kennen die Not und die Gefahren, die unserem Volkstum und unserer Kirche in der Zukunft drohen. Wir wollen aber auch zeigen, daß wir nicht träge und mutlos sind, sondern die Hände rühren und warme Herzen haben für das, was die Not unserer Kirche fordert.

Von den Deutschen in Polnisch-Wolhynien.

Vor dem Kriege gab es eine Viertelmillion Deutscher, meist Evangelischer in Wolhynien. Sie waren zum großen Teil vor etwa 100 Jahren aus Kongreßpolen nach Osten gewandert. Sie hatten von den Polen viel leiden müssen, weil sie die Aufstände der Polen gegen den russischen Kaiser nicht mitmachten. Darum zogen sie nach Osten ins Land der Ukrainer, in ein weites Sumpf- und Waldland und siedelten sich zumeist als Pächter bei den wolhynischen Gutbesitzern an, die froh waren, wenn sie aus dem unfruchtbaren Sumpf- und Waldland etwas Pacht erhalten sollten und aus der Wildnis fruchtbares Ackerland werden sahen. Die Anfänge der deutschen Siedler waren furchtbar schwer. Es galt Hütten und Häuser zu bauen. Es galt Wälder zu roden, Sumpfe zu entwässern, Gräben zu ziehen. Es galt Kampf mit Krankheit und Not jeder Art. Die Ukrainer hatten hier Jahrhunderte gelebt und hatten die Wildnis gelassen wie sie war. Die deutschen Bauern wurden ihrer Herr, und langsam entstanden stattliche Dörfer mit schönen Häusern und ansehnlichem Viehstand. Aus den Pächtern wurden Bauern auf eigener Scholle. Die Zahl der Deutschen mehrte sich. 12 bis 15 Kinder waren nichts Seltenes. Sie lebten fern von der Heimat, mitten in der Wildnis, mitten in fremdem Volk. Aber sie blieben deutsch und evangelisch. Denn sie hatten ihren evangelischen Glauben und ihre deutsche Bibel mitgenommen. Und das erhielt bei ihnen Zucht und Ordnung und das zwang sie, mehreren Dörfern evangelische Schulen und Bethäuser zu bauen, in denen sie sonntäglich zur Predigt, die ihnen der Küsterlehrer vorlas, zusammenkamen. Denn Pfarrer gab es nur wenige. Die konnten bei der Riesengröße der Kirchspiele und der großen Zahl der Bethäuser im Jahr nur 3 oder 4 mal die Dörfer und Bethäuser besuchen und dann zugleich nach der Predigt taufen, trauen und die Kinder einsegnen.

Diese hoffnungreiche, friedliche Entwicklung der deutschen Siedler in Wolhynien wurde durch den Weltkrieg fast ganz vernichtet. Die russische Regierung ließ ganz Wolhynien von den deutschen Bauern räumen. Das ganze Land wurde reingefegt, weil sie Deutsche waren. Wie sie gingen und standen, ob gesund, ob krank, ob jung ob alt, wurden sie von ihren Höfen und Dörfern vertrieben und auf die Eisenbahnzüge gesetzt und nach Osten, bis an die Wolga, bis nach Sibirien verschleppt. Da sind viele Kinder und Alte und Schwache unter Durst und Hitze, unter Erkältung und Krankheit zu Grunde gegangen. Und ihre Männer oder Söhne oder Väter dienten treu dem russischen Zaren. Früher oder später wird dem Deutschen das Ausland, in das er zieht, immer wieder zum Land des Elends. Dann kam die russische Revolution 1917, und auch die vertriebenen deutschen Bauern aus Wolhynien durften zurückkehren. Aber statt ihrer Gehöfte fanden sie vielmals Trümmer. Ihr Land war Kriegsgebiet geworden und verwüstet. Oder wenn die Häuser noch standen, so wohnten andere Leute, Polen und Ukrainer darinnen und machten ihnen ihre Habe streitig. Ein Teil Wolhyniens fiel an Polen, und hier ging es denen, die noch Pächter waren und als Pächter 50 Jahre und länger auf ihrem Land geseßen hatten, besonders schlecht. Die polnischen Grundherren wiesen sie von ihrem Hof, und der polnischen Regierung lag nichts daran, die Deutschen anzusiedeln. Da sind Tausende nach Deutschland und andere Tausende nach Amerika gezogen, um dort von neuem den Kampf ums tägliche Brot in schwerer harter Arbeit zu beginnen. Von den 250 000 Wolhyniern blieben nur die Hälfte, in Polnisch-Wolhynien etwa 50 000 Seelen. Und für sie waren die ersten Jahre bitter schwer. Durch ihr Land flackerte auch nach 1918 immer wieder der Krieg, die Kämpfe Petljuras mit den Bolschewisten, Sowjetrußlands mit den Polen. Erst 1921 wurde Ruhe im Lande. Seitdem erholen sich die deutschen Dörfer. Ihnen hilft nicht die polnische Regierung. Was sie vorwärts gebracht haben, verdanken sie eigenem Fleiß. Die Gebäude sind zum großen Teil wieder neu errichtet, der Viehstand mehrt sich, die Acker sind wieder unter dem Pflug und tragen reiche Frucht.

Auch das kirchliche Leben ist wieder geordnet. Wohl waren Baptisten und andere Sekten in die Gemeinden eingedrungen und hatten viel Verwirrung angerichtet. Aber ihre Zeit ist schon wieder vorüber. Junge, tüchtige Pastoren, die in Deutschland mit Hilfe des Gustav Adolf-Vereins ihre Ausbildung empfangen haben, haben die Gemeinden wieder gesammelt, haben die geschlossenen Kirchen wieder hergestellt, haben neue bereits gebaut, die Schulen sind wieder eröffnet, und die Kirchschullehrer gehen mit den Pastoren Hand in Hand. In den Gemeinden ist das Vertrauen zur lutherischen Kirche wiedergekehrt und der Zulauf zu den Sekten hat aufgehört. Sogar ein eigenes Kirchenblatt ist für die Gemeinden Wolhyniens ins Leben gerufen und wird ein festes Band, das die Gemeindeglieder und Gemeinden zusammenhält. Es geht hier wie überall auf der Erde mit dem durch den Krieg schwer heimgesuchten evangelischen Deutschum: Es geht wieder aufwärts. Sie waren gezüchtigt, aber sie sind nicht ertötet. —

Deutsche in Australien.

Es sind immerhin 90 000 Seelen, die deutscher Sprache und evangelischen Glaubens heute in Australien ihren Wohnsitz haben. Zum großen Teil sind sie Bauern, Nachkommen jener lutherischen Gemeinden in der Mark, die sich der Union, die König Friedrich Wilhelm III. in Preußen einführte, nicht anschließen wollten und 1838 mit ihren Geistlichen auswanderten und sich in Australien eine neue Heimat suchten. Von den Städten Brisbane und Adelaide gingen sie ins Innere und gründeten eine Anzahl blühen-

der Dörfer. In den vierziger und sechziger Jahren kam neuer Zuzug. Es war in Preußen die Zeit nach 1848, wo viele aus Deutschland auswanderten. In den fünfziger Jahren wurde in Australien Gold gefunden und das lockte unruhige Geister auch aus Deutschland. So entstand langsam eine Gemeinde nach der andern. Erst waren es Gönnerische Missionare, die ihnen als Pfarrer dienten. Später sandten ihnen die Missionsanstalten von Neuen Dettelsau in Barmen und Hermannsburg in Hannover ihre Seelsorger. 1907 zählte man in Australien 107 evangelische deutsche Gemeinden, allerdings keine deutsche evangelische Kirche, denn zwischen den Geistlichen gab es viel Lehrstreitigkeiten, und so hatten sich vor dem Kriege die Gemeinden zu fünf Synoden zusammengetan, die mit einander keine Gemeinschaft hatten, sondern sich befehdeten, wohl auch die Seelen streitig machten. Als der Krieg kam, war der Haß gegen das Deutschtum nirgends so groß wie in Australien. Die deutschen Schulen wurden geschlossen, die deutschen Zeitungen verboten. Das wirkte auch auf die deutschen Kirchengemeinden. Mehr als bisher kam neben der deutschen die englische Sprache als Predigtssprache auf. Der Konfirmandenunterricht wurde englisch erteilt, und heute wird in fast allen Kirchen neben der deutschen Predigt die englische gehalten, und Gemeinden und Geistliche finden sich damit ab, im Engländerum unterzugehen. Eine andere Zukunft könnte das Deutschtum dort nur haben, wenn nach Australien der Strom der deutschen Auswanderung sich lenken würde. Seit 1925 ist die Einwanderung von Deutschen wieder erlaubt. Raum ist in Australien noch genug da. Allerdings herrscht auch dort Arbeitslosigkeit, und mittellos und aus Geratewohl auszuwandern kann auch hier keinem geraten werden. Eine andere Zukunft könnte das Deutschtum dort aber auch nur haben, wenn sich die deutsche Kirche dort auf ihre Pflicht zu ihrer eigenen Selbsterhaltung bestimmen wollte. Ein kleiner Anfang ist gemacht. 1921 haben vier von den fünf Synoden sich zu der vereinigten evangelisch-lutherischen Kirche Australiens zusammengeschlossen, so daß jetzt nur zwei deutsche evangelische Kirchenkörper mit 71 und 67 Geistlichen neben einander arbeiten. Und die vereinigte evangelisch-lutherische Kirche hat auch die Heranholung deutscher Einwanderer selbst in die Hand genommen, in einem Jahr sogar für 24 Deutsche das Geld zur Ueberfahrt überandt.

Nötig ist weiter und einen großen Fortschritt für die Zukunft würde es bedeuten, wenn die evangelische Kirche Australiens einen Anschluß an eine große deutsche Kirche oder an den deutschen evangelischen Kirchenbund suchen würde. Sie braucht das für die Heranbildung ihrer Geistlichen und für die Pflege ihres kirchlichen Lebens und die Förderung ihrer kirchlichen Arbeit. Eine Kirche von noch nicht 100 000 Seelen muß, auf sich allein gestellt, verkümmern. Die Kirche Australiens steht vor der Entscheidung, ob sie Anschluß an Deutschland oder an Amerika sucht. Davon wird auch das Schicksal des Deutschtums in Australien abhängen. Wir aber sollen Glaubens- und Volksgenossen in Australien nicht vergessen. In den Jahren schwerster Not haben sie die Heimat nicht vergessen, und ihre reichen Gaben haben damals viele kirchliche Anstalten in Nord- und Süddeutschland am Leben erhalten.

Ein Diasporagebiet großer Aufgaben.

Es gibt vielleicht kein Diasporagebiet so großer Ausdehnung und so großer Aufgaben wie Sibirien. Etwa 150 000 Evangelische sind über ein Gebiet, viel größer als ganz Europa zerstreut und in nur drei Pfarrgemeinden zusammengefaßt. Wie groß müssen da die Kirchspiele sein und wie schwer muß die geistliche Versorgung der Evangelischen sein. Von Mai bis August 1925 hat der lutherische Bischof von Moskau, D. Meher, in dieses Gebiet eine Visitationsreise gemacht, die ihn nur in den südwestlichen Teil, vom Ural bis zum Baikalsee führte, und er hat dabei 11 684 Kilometer mit der Eisenbahn, 2322 Kilometer mit Flußdampfer, 1500 Kilometer mit Auto, und 702 Kilometer mit Pferden, im ganzen 16 208 Kilometer zurückgelegt. Er hat all die zersprengten Häuflein lutherischer Christen aufgesucht und dabei 212 Kinder getauft, 297 junge Leute konfirmiert, 49 Paare getraut und 3616 Personen das heilige Abendmahl gereicht.

Die russische Revolution hat die ganze kirchliche Ordnung in Sibirien zerschlagen, so daß heute nur noch drei Pfarrer im Amte sind und die übrigen Gemeinden notdürftig durch Küsterlehren verwaltet werden. Zum Teil sind auch die nicht vorhanden, und in den Bauerngemeinden haben zum Teil Sektenprediger die geistliche Leitung an sich gerissen, oder ein Pseudopfarrer, d. h. ein Mensch, der früher Kaufmann oder Handwerker oder sonst etwas war und über eine gewisse Rednergabe verfügt, hat zu predigen angefangen und sich dann selbst zum Pfarrer eingesetzt. Jetzt soll das anders werden und die kirchliche Ordnung wiederkehren. Man wird die großen Kirchspiele teilen und sie wieder mit regelrechten Pfarrern besetzen. Die evangelisch-lutherische Kirche Rußlands steht damit vor großen und sehr schweren Aufgaben. Sie hofft auf die Hilfe des Gustav-Adolf-Bereins, und sie darf darauf hoffen. Denn der größte Teil der Lutherischen in Sibirien sind deutsche evangelische Landsleute.

Eine Jubiläumserinnerung. Es sind 50 Jahre her, da siedelten sich in der argentinischen Provinz Entre Rios die ersten wolgadeutschen Ansiedler an. In der Heimat war ihnen das Land zu enge und der Grund und Boden für die einzelne Familie zu enge geworden. So hatten sie beschlossen, dorthin zu gehen, wo es noch Land die Fülle gab und waren nach Argentinien gekommen. Der Anfang war schwer, wie er für Ansiedler in der Wildnis immer schwer ist. Aber es war ein Land, das in gewissem Sinn der Heimat glich: auch hier meilenweite Steppe mit hohem Gras wuchs, über die nun der wolgadeutsche Bauer den Pflug führte, auch hier große Ströme, wie Mütterchen Wolga, die reichen Fischfang boten. Und nach den ersten zwei Jahrzehnten hatten sie sich eingelebt und erregten durch ihre reichen Ernten das Staunen der Argentinier. Sie hatten auch hier sich in geschlossenen Dörfern angesiedelt, in diesen Dörfern nur Evangelische, in jenen Dörfern nur Katholiken. Sie hielten auch hier fest an dem Glauben ihrer Väter und wie sie zu Hause in ihren Dörfern die Kirchschulen hatten, in die die Kinder gingen und in denen am Sonntag die Predigt gelesen wurde, so bauten sie auch hier sich, ob auch in aller Schlichtheit solche Bet- und Schulhäuser. Bloß Lehrer und Pfarrer zu bekommen, hielt schwer. Denn wer wollte in jene Wildnis gehen und was konnten sie damals noch arme Pächter, Lehrern und Pfarrern als Lebensunterhalt geben? So nahmen sie eben, was sie bekamen, oft entgleiste, nicht einwandfreie Persönlichkeiten, die ihre Sache so gut oder so schlecht machten, wie sie es verstanden und oft auch Schaden anrichteten, wenn sie Trinker oder noch Schlimmeres waren. Da hörten sie von einer deutschen Gemeinde aus einer Nachbarprovinz, die einen regelrechten Pfarrer aus Deutschland hatte, den luden sie ein, und der kam so manches Mal, so oft es möglich war und er aus seiner Gemeinde abkommen konnte. Zugleich suchten Sekten, Adventisten, die aus Nordamerika kamen, bei ihnen Fuß zu fassen. Aber auch bei diesen einfachen Bauern war doch der kirchliche Sinn noch so rege, daß sie erkannten, daß hier ein anderes Christentum und ein anderer Geist ihnen nahe trat, als sie von ihren Vätern her ihn kannten. Und so wandten sie sich an den Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin und baten um einen Pfarrer. Der kam und hatte zuerst allein die wolgadeutschen Ansiedlungen der ganzen großen Provinz Entre Rios zu betreuen. Das war keine kleine Arbeit. Fast noch schwerer war es, all die Wolgadeutschen unter einen Hut zu bringen und zu einer Gemeinde zusammen zu schließen. Aber es gelang. Es gelang auch, ordentliche, richtige Lehrer aus Deutschland zu bekommen, die ordentlichen Unterricht für das heranwachsende Geschlecht gaben. Die Zahl der Wolgadeutschen wuchs durch Zuwanderung und Vermehrung. Aus der einen Gemeinde, die zu groß geworden war, wurden zwei und mehr. Heute arbeiten dort 6 Pfarrer und noch ein Reiseprediger. Zwei von ihnen stammen von der Wolga her und nehmen mit besonderem Geschick sich der Seelsorge ihrer Landsleute an. Das Schulwesen ist aufgeblüht. Aus dem Senfkorn ist schon ein stattliches Bäumchen geworden. Die Wildnis, zu der die ersten Wolgadeutschen vor 50 Jahren kamen, ist heute ein Teil der deutschen evangelischen Kirche Argentiniens, in dem alle kirchliche Not ihr Ende gefunden hat.

Nachrichten aus unserm Elbinger Kirchenkreis.

Neuheide.

Sonntag, den 12. August (10. n. Trin.), 9,30 Uhr Gottesdienst; 11,30 Uhr Kindergottesdienst.

Getauft: 1 Knabe.

Am 18. Nov. d. Js. findet die Neuwahl der Ältesten und Gemeinde-Verordneten statt. Wahlberechtigt sind alle Gemeindeglieder, die am Wahltage mindestens 24 Jahre alt sind, zu den kirchlichen Gemeindegliedern ordnungsmäßig beitragen und wenigstens 3 Monate in unserer Gemeinde wohnen.

Wählen kann nur, wer in der Wählerliste eingetragen ist. Die seit 1920 erfolgten Anmeldungen zur Wählerliste bleiben gültig, sofern nicht besondere Benachrichtigung ergeht. Alle wahlberechtigten Gemeindeglieder, die noch nicht eingetragen sind, werden aufgefordert, sich in der Zeit vom 14.—29. August zur Wählerliste anzumelden.

Mündliche Anmeldungen werden in den Vormittagsstunden von 9—12 Uhr im Amtszimmer des Pfarrhauses entgegengenommen; daselbst sind auch besondere Vordrucke für schriftliche Anmeldungen, die an den Gemeinde-Kirchenrat zu richten sind, in Empfang zu nehmen.

Der Gemeinde-Kirchenrat.
Pfr. Ullmann.

Pr. Mark.

Getauft wurden am Sonntag, den 29. Juli: Erika Samlowik, Tochter des Arbeiters Rudolf Samlowik aus Meislaiten; Heinz Friedrich Böhnte, Sohn des Arbeiters Fritz Böhnte aus Hansdorf. Georg Gustav Reddig aus Böhmischgut.

Aus diesem Erdenleben wurde am 30. Juli im Alter von 3 Monaten und 28 Tagen abgerufen Günter Horst Domscheidt aus Pr. Mark. Am 2. August wurde er auf unserm Friedhof beerdigt.

Am Sonntag, den 12. August um 2 Uhr nachmittags Versammlung des Evangelischen Jungmädchenvereins.

Falls nichts anderes bekannt gemacht wird, findet der sonntägliche Gottesdienst (bis zur Beendigung der Instandsetzungsarbeiten in der Kirche) jeden Sonntag um 9 Uhr vormittags in der Schule Pr. Mark statt.

Pomehrendorf.

Gestorben: Das Kind Elsa Christine Homann aus Wolfsdorf-Höhe am 21. Juli, 5 Wochen alt.

Gustav-Adolf-Verein. An Jahresbeiträgen für 1928 gingen ein aus Wolfsdorf-Höhe: Frau Anna Fietkau 2 M.; Stamm, J. Fietkau, Ferd. Fietkau, E. Hube, Friedr. Schulz, R. Gehrmann, Häse, Aug. Fietkau, Gottfr. Dobrid je 1 M.; R. Neumann 1,50 M.; E. Fietkau 80 Pf.; Heinr. Fietkau, Heinr. Schmidt, Mich. Fietkau, Kohn, Döring, Herrmann I, Herrmann II, Schwenzfeger, F. Liedtke, Tullke, A. Schiller, A. Mathreich, Wieland, J. Kolmsee je 50 Pf.; F. Hube, Friedr. Schröder, G. Kolmsee, Ephr. Ruhn, J. Kolmsee, Kolmsee, Hirt, M. Nitsch und Künzel je 30 Pf.; im ganzen 23 M. Das ist leider nicht so viel wie in den früheren Jahren. Auch die Zahl der Mitglieder (diesmal nur 35) ist etwas heruntergegangen. Herzlichen Dank!

Der von der Kirchengemeinde gegen die Schulgemeinde Pomehrendorf angestrebte Prozeß wegen des Besitzrechts an dem hiesigen Organisten- und Schulgrundstück ist zu Gunsten der Kirchengemeinde ausgefallen. Das Schulgebäude nebst den Wirtschaftsräumen und dem Hausgarten ist von der Elbinger Zivilkammer der Kirchengemeinde als Eigentum zugesprochen worden. Ob sich die Schulgemeinde bei diesem Urteil beruhigen wird, wissen wir nicht. Wahrscheinlich geht die Sache noch ans Oberlandesgericht in Marienwerder und womöglich ans Reichsgericht in Leipzig. Man hat hier und da gefragt: Wozu der Streit um die alte Schule? Die ist es doch gar nicht wert, daß so viel Aufhebens davon gemacht wird, zumal auch erhebliche Kosten dadurch verursacht werden. Darauf ist zu erwidern: Der Gemeindefürsorge ist nur mit Zögern an die Sache herangegangen, und er hätte sie wahrschein-

lich noch mehr in die Länge gezogen, wenn das Konsistorium nicht immer wieder Bericht darüber eingefordert hätte, was in der Angelegenheit vom Gemeindefürsorge unternommen worden ist. Da blieb dann doch nichts anderes übrig als endlich einmal diese Sache zum Abschluß zu bringen. Sodann: So unerfreulich diese Streit-sache auch ist, sie mußte doch früher oder später entschieden werden, dann geht der Prozeß weiter, und man kann sich die Pomehrendorfer Schule? mußte mal anhören. Es ist für beide Teile ein unangenehmes Empfinden, wenn man sich sagen muß: „Die Sache stimmt nicht. Es ist dann einen oder dem andern Teil Unrecht geschehn.“ Jetzt ist die gerichtliche Entscheidung zugunsten der Kirchengemeinde ausgefallen. Kann dies Urteil angefochten werden, dann geht der Prozeß weiter, und man kann durchaus noch nicht wissen, wie das Endergebnis sein wird. Was den Wert des Organisten- und Schulgrundstücks anbetrifft, so würde es wegen seiner günstigen Lage und des schönen Gartens ziemlich teuer zu stehen kommen. Auch aus dem Hauptgebäude selbst ließe sich mit einigen tausend Mark ein wunderschönes — Gemeindegemäuer herrichten. Das ist das, was wir am allerdringendsten brauchen: Ein Haus, in dem ein Konfirmandenunterrichtsraum vorhanden ist, der auch im Winter zur Abhaltung von Bibel- und Missionsstunden, ja auch von Gottesdiensten bei strenger Winterkälte benutzt werden kann, auch zur Abhaltung von Sitzungen der kirchlichen Körperschaften. Hier könnte auch die Gemeindegemeinschaft wohnen, falls es zur Anstellung einer solchen kommen sollte. Nun wird vielleicht die Frage aufgeworfen: Ja, alles sehr schön; aber woher die Tausende zum Umbau nehmen? Da kann man nur erwidern, die Sache ist nicht ängstlich; es gibt zur Einrichtung von Gemeindegemäuern sehr viele Hilfsquellen. Diese in ausreichendem Maße zu erschließen, wäre dann Sache des Gemeindefürsorge.

Am 3. Oktober d. Js. kann das Schmiedemeister Gottfried und Elenore Blandausche Ehepaar aus Schönmoor die „goldene Hochzeit“ feiern.

Gaben: 2 Mk. von einem Gemeindeglied aus Pomehrendorf, 5,80 Mk. Ertrag einer Kirchensammlung. Beides soll als „Handgeld“ zur Anschaffung eines Kirchenteppichs verwendet werden. Wieviel solch ein Teppich kostet? 150—200 Mk. ist wohl noch niedrig gerechnet. Also müssen sich noch viele Hände regen, wenn wir bald zum Ziele kommen wollen. Für die Gaben herzlichen Dank.

Jahressammlung

des Ost- und Westpreussischen Evangelischen Bundes
in Osterode vom 25. bis 27. August 1928

Sonnabend, d. 25. August, abends 8 Uhr: Begrüßungsabend mit Volksvortrag im Schützenhaus.

Sonntag, d. 26. August, 8 Uhr: Posaunenblasen von den Kirchtürmen — 9,30 Uhr: Festgottesdienste in allen Kirchen des Kirchenkreises Osterode, in der Stadtkirche: Pfr. D. Dr. Violet-Berlin — 11 Uhr: in der Stadtkirche: Kindergottesd., Pfr. Lic. Lenkeit-Abnigsberg — 3 Uhr: Großes evangelisches Volksfest im Schützengarten, Zeitgedanke: „Lebenszeit ist Saatzeit“ — a) in der Geschichte der Väter unseres Glaubens, Pfr. D. Dr. Violet-Berlin — b) in der Geschichte des Oberlandes — Rebner wird noch bekanntgegeben, — c) in der gegenwärtigen ostpreussischen Bundesarbeit, Provinzialbundespfarrer Werner. — Vor und nach den Reden Gesangs- und Musikvorträge. — abends: Festaufführung des Luther-Films.

Montag, d. 27. August, 8,30 Uhr: Morgenandacht — 9 Uhr: Versammlung der Synodalvertreter des Evangelischen Bundes — 10 Uhr: Jahres-Hauptversammlung. Eröffnung durch den Vorsitzenden des Ost- und Westpreussischen Hauptvereins: Geh. Rat Fökel-Insterburg. Hauptvortrag: „Luther und das Evangelium“, Prof. D. Zicharnack-Königsberg. Danach: Klassen- und Tätigkeitsberichte, sowie programmatische Aussprache über die Bundesarbeit im kommenden Winter. — nachm.: Ausflug aller Teilnehmer.

Anmeldungen sind bis spätestens 15. August an den Vorsitzenden des Osteroder Zweigvereins, Herrn Oberstl. a. D. C a s t e i n, Osterode, Schillerstraße 1, zu richten.

Osterode

von Geheimrat F ö k e l - Zisterburg,

Vorsitzendem des Ost- u. Westpr. Hauptvereins des Evgl. Bundes.

Osterode — heißt in diesem Jahre die Lösung für die Mitglieder und Freunde unseres Ost- und Westpreussischen Hauptvereins des Evng. Bundes. Dort in der so schön, vielleicht am schönsten gelegenen Stadt unseres heimatischen Binnenlandes wollen wir uns sammeln, sehen, begrüßen, besinnen, stärken. An den — gebe es Gott — festlichen Tagen des 25. bis 27. August zu neuer, nötiger, ernster Arbeit. Hart an der Grenze unserer Provinz, in dem ihr vor wenigen Jahren erst künstlich mit berechneter Bosheit entrisenen, im Herzen kerndeutsch gebliebenen Teil der „Freien Stadt Danzig“ hatte sich im Juni der große deutsche Gesamtbund in macht- und eindrucksvoller Zahl versammelt. Das war so recht der Ort gewesen, um aller Welt zu zeigen: Die Wahrung der deutschprotestantischen Interessen hat keinen tatkräftigeren Freund als den Evangelischen Bund. Am letzten Tage der großen Tagung hatte unser „Ost- und Westpreussischer Hauptverein“ die Freunde aus dem Reich eingeladen, ihnen zu zeigen, wie kostbarer Besitz unserer Heimat begehrt und droht und heiß begehrt ist. Wir sahen — über 100 waren dieser Einladung gefolgt — die Marienburg, die stolze, deutsche Burg, den neben der Wartburg schönsten aus dem Mittelalter erhaltenen Bau, sahen Marienwerder und seinen Dom, Gotteshaus und Beste zugleich. Wir standen an dem schwersten gefährdeten Punkte der uns schmachlich aufgezwungenen Wechselgrenze. Alle schieden von uns mit dem Bekenntnis und Gelübde „Dieses Grenzland ist deutsch, muß deutsch bleiben oder wieder werden.“

Unsere Aufgabe, meine Freunde von unserm nordöstlichsten Hauptverein, ist es in erster Linie einmütig und trotz der ersten Zeit voll des alten, zum Siege führenden echt Lutherischen Gottvertrauens zu bedenken und zu beraten, wie wir mit unsern geistigen und geistlichen Waffen den Schutz der Heimat sichern können. Denn wir gerade stehen auf dem vorgeschobenen, gefährdetsten, darum aber auch verantwortungsvollsten Posten. Die Not ist groß, unser Helfer ist größer.

So kommt denn am 25. und 26. August nach Osterode, helfst mit Rat und Tat! Es wird, es muß uns doch gelingen uns unsern Glauben, unsere Heimat zu erhalten.

Der Evangelische Bund und die evangelische Sache in Ostpreußen.

Wer nicht will Krieger sein,
Der soll nicht Hirte sein“ —

Dies Wort steht so aus, als hätte es einer vom Evangelischen Bunde seinen Glaubensgenossen zugerufen, die hier und dort wohl in kleinem Kreise von der Gefährdung der evangelischen Kirche in unsern Tagen reden, aber selbst nicht den Finger rühren, um ihrerseits etwas zur Abwendung der Gefahr zu tun.

So ist's aber nicht. Kein Mann des Evangelischen Bundes hat das gesprochen, sondern es steht noch heute an einem Bundesfensterglas unserer Marienburg zu lesen; also gedacht haben auch jene alten deutschen Ordensritter schon so wie heute die Mitglieder des Evangelischen Bundes.

Vielleicht kann uns das einiges sagen über die Aufgabe, die der Evangelische Bund hier in unserer Provinz erfüllt.

Wir wissen alle, daß auf einem großen Arbeitsfelde viele Arbeiten zu verrichten sind, wissen auch daß einst der größte Gemeindeglieder Apostel Paulus seine Gemeinden als solch' in sich geschlossene große Arbeitsfelder ansah und demnach auch seine „geistliche“ Verrichtungen oder besser Dienste und Leistungen an ihnen kannte (z. B. 1. Kor. 12, 4: es sind mancherlei Gaben).

Das möchte der Evangelische Bund zum Segen aller Evangelischen auch heute noch erhalten wissen, und zwar so, daß alle einzelnen Dienste der großen evangelischen Kirche zugute kommen.

Sein Verdienst hat er sich in aller Bescheidenheit — das darf man wohl sagen — darin gesucht, den Brüdern

die Blicke zu schärfen für alles, was um und und auch manchmal bei uns gegen recht verstandene evangelische Art ankämpft.

Darum immer wieder sein Ruf zu den Quellen der Reformation! und seine Frage: Kennt ihr überhaupt euren Dr. Martin Luther? Darum sein Wille, auch mit der oben angekündigten Jahresversammlung der die gegenwärtige Notzeit für uns Evangelische eben durch die Kraft des alten Evangeliums zu einer Quelle großen Segens werden kann. Darum seine stets wiederholte Bitte an ganze Gemeinden wie an einzelne Brüder und Schwestern: Helft uns doch durch euren Anschluß, daß wir immer besser diesen Dienst der Wachsamkeit verrichten können.

Wenn unsere Zeit gekommen sein wird, so gedenken wir den Glaubensbrüdern zu Nutz und Frommen und allen Evangeliumsfeinden zur Warnung die Frucht so mancher stillen Arbeit und Beobachtung in einer kleinen Schrift zu veröffentlichen, die vielleicht — wie ihre Vorgängerin aus dem Jahre 1908 — nicht ganz ohne mehr oder minder robustes Echo der Gegner bleiben wird.

Nun, ihr Evangelischen in Nord und Süd, in Ost und West unserer Provinz — überall da, wo dieses Volksblatt gelesen wird, da darf man wohl wache Augen für die Geschehnisse der evangelischen Sache in unserer Zeit erwarten. Darum verachtet nicht den geringen aber treuen Dienst, den der Evangelische Bund auch Euch leisten will. Und wer's vermag, der leihe unsern Ruf nach Osterode Folge: „Komm und siehe es.“

Ein Spiel der unsrer Zeit.

(Etwas zum Nachdenken für Evangelische.)

Die Zentrale des Evangelischen Bundes weist in ihrem Nachrichtenblatt auf Folgendes hin:

Der Reichstag nach der Konfession.

Gemäß dem neuen Reichstagsbuch setzt sich der neue Reichstag zusammen aus: 180 Protestanten, 149 Dissidenten, 116 römischen Katholiken, 4 Juden und 41 Abgeordneten, die eine Konfession nicht angegeben haben. Unter den 490 Mitgliedern des Reichstages bekennen sich also 296 nach ihren eigenen Angaben zum Christentum. Die kleine Zahl der Juden ist irreführend. Eine ganze Anzahl derselben hat sich unter den „Dissidenten“ und den „Unbekannteren“ versteckt. Besonders zu unterstreichen ist, daß von den 116 römischen Katholiken sich nur 61 zum Zentrum bekennen, diese Partei also nichts weniger als die Vertretung des katholischen Deutschland darstellt.

Entpolitijierung des Beamtentums.

Vor mir liegt Nr. 156 der „Ermländischen Zeitung“ 3. Blatt vom 7. 7. 23. Es heißt darin unter obiger Ueberschrift „Schön, das Parteibuch soll nicht ausschlaggebend sein bei der Besetzung einer Beamtenstelle.“ Auch wird eine Allerhöchste Kabinettsordre vom 4. Januar 1882 zitiert, in der von den politischen Beamten erwartet wird, daß sie die durch die Dienstleid geschworene Pflicht auf Vertretung der Politik der königlichen Regierung auch bei den Wahlen ausüben werden. Daran knüpft der Artikelschreiber folgende Betrachtung:

„Wie maßvoll dagegen die Preussische Staatsregierung noch immer ist, mag die folgende Liste der gegenwärtigen Zusammensetzung der politischen Beamtenschaft Preußens zeigen . . .“ Der Artikel schließt mit einer Klage darüber: daß so viele politische Beamte ihrer politischen Gesinnung nach als „unbestimmt“ bezeichnet sind. Von 1074 politischen Beamten in Preußen sind es 325, die ihre politische Meinung im Busen bewahren. Es bleiben also noch 749 politische Beamte in Preußen übrig, die Farbe betreten. Von diesen sind nach Angabe obigen Artikels 216 schwarz, Mitglieder des Zentrums, also 29%.

Wenn man bedenkt, daß die Zahl der nach dem Willen des Volkes gewählten preussischen Landtagsabgeordneten 449, darunter die der Zentrumsabgeordneten 68 = 15% beträgt, wobei der Prozentsatz der mehr im Verborenen wirkenden Vizeober- und Vize-Regierungspräsidenten (nach Abzug der Unbestimmten) auf 33 bzw. 38% und der der einflußreichsten politischen Beamten, der Landräte, auf über 30% steigt, so bleibt wohl nichts anderes übrig, als hinter die obige Ueberschrift an Stelle eines ! ein ? zu setzen. Hoffentlich gehen dabei dem Deutschen Michel die Augen über und auf.

Lic. Dentert.

über dem ganzen Menschen schimmerte etwas wie Freude und Frieden.

Er selber empfand diesen Schimmer und bedachte bei sich, während er sein Werk vorführte, an einem wir dünnen Faden der Mensch doch aus dem Finstern ans Licht gezogen werden könne.

Als die Erwachsenen ihre Neugierde befriedigt hatten, klopfte ein Trupp Kinder an seine Tür, und sein Patenkind, das blonde Lenchen, rief ihm zu, sie wollten auch gern die Uhr schlagen hören.

Jochen lächelte, nahm den Besuch aber bereitwillig und freundlich an und ließ die Kleinen auf der Bank unter dem Fenster, von wo man die Uhr gut betrachten konnte, Platz nehmen. Er setzte sich auch selbst bei ihnen nieder, und das Lenchen kletterte ihm vertrauensvoll die Knie hinauf und schmiegte sich an seinen Arm. Nun saßen sie still und spitzten das Ohr wie die Mäuschen, bis die Zeit herankam, wo die Uhr schlagen mußte.

„Ja, Ihr Kinderchen,“ sagte der Jochen, als es vorüber war, „so hat sie geschlagen, als ich hier einzog und jetzt, wo ich wieder ausziehen will, schlägt sie wieder.“

Das Lenchen sah ihn groß an. „Pate, wo ziehst du hin?“

„Da drüben über den Berg, wo die weiße Wolke steht, und darauf drei Tagereisen in den Himmel hinein. Aber nun geht nach Haus, ich bin müde.“

Fortsetzung folgt.

Evangelische Singeweche in Lögen.

Der Cv. Jungmädchenbund Ostpr. in Verbindung mit dem Provinzial-Jugend-Pfarramt ladet zu einer **Singeweche** für Jugendführer v. 9.—15. Sept. d. Js. nach Lögen ein. Sollte nicht auch in Ostpreußen die Cv. Singearbeit so weit vorgeschritten sein, daß mit zahlreichen Teilnehmern gerechnet werden kann? Supdt. Jedermann und Pf. Engelbrecht-Manchengut haben es freudlichst übernommen, die Singeweche zu leiten.

Der Tagesplan umfaßt täglich Stimmbildungsübungen, einfaches und vielseitiges Singen in gemischtem Chor. Zur persönlichen Vertiefung sind Vorträge über die neue Singearbeit vorgesehen und auch täglich Bibelbesprechungen. Herzlich eingeladen sind Pfarrer und Lehrer, Pfarrfrauen, Lehrerinnen, Schwestern und andere musikalische Mitarbeiter unserer Provinz, die in Verbindung mit Gemeinde und Jugend sind und für die Ausbreitung des neuen Singens wirken wollen. Die Teilnehmergebühr beträgt Mk. 15.— einschließlich Unterkunft und Verpflegung. Die Anmeldungen erbittet der Ostpr. Jungmädchenbund (Königsberg Pr. Theaterplatz 5 b) bis spätestens 1. Sept., durch ihn wird auch jede weitere Auskunft erteilt.

Kalenderbrief.

13. August: Gründung der Brüdergemeinde 1727.
14. August: Stephanus, der Märtyrer.
15. August: Matthias Claudius 1740.
16. August: Leonhard Kaiser, verbrannt 1527.
17. August: Friedrich der Große † 1786.
18. August: Schlacht bei Gravelotte 1870.

Mein lieber Willfried!

Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche. Aus dem Tode des Stephanus erwuchs der ersten Gemeinde reicher Segen. In Kapitel 6 und 7 in der Apostelgeschichte kannst Du näheres darüber nachlesen. Verfolgungszeiten sind immer Segenszeiten für unsere Kirche gewesen.

Von Leonhard Kaiser, dem Märtyrer der Reformationszeit habe ich Dir einmal auf einem Spaziergang erzählt. Vielleicht erinnerst Du Dich noch daran: Wie er als katholischer Pfarrer in der Verborgenheit eines Dorfes in Bayern ein stilles Leben führte. Von dort wurde er vertrieben, weil er sich mit lutherischen Büchern beschäftigte. Er zog nach Wittenberg, um dort zu studieren. Noch als 40jähriger Mann Student. Aber bald traf ihn die Nachricht, daß sein Vater zu Tode erkrankt sei. Zwei Stunden nach seiner Ankunft in seinem Elternhaus ging der Vater heim, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sein Sohn diese Reise mit dem Leben werde bezahlen müssen. Man schleppte ihn ins Gefängnis, aber er blieb wachsam und fest und ließ nicht vom Evangelium. „Weder mit Liebe noch mit Leid will ich von der Schrift absteigen“ gelobte er. Am 16. August war der Tag der Hinrichtung. Als man ihn

an den Pfahl band, forderte er die Umstehenden auf, zu singen, „komm heiliger Geist“. Bald flammte das Feuer empor und aus dem Feuerqualm hörte man noch die von Rauchqualm erstidte Stimme des Brennenden: „Jesus ich bin dein, mache mich selig“.

Aus solchem verborgenen Samen der ihr Leben für den Glauben Lassenden stammen auch die Auswanderer, die 1722 sich auf dem Gute des Grafen Zinzendorf ansiedelten. Sie nannten ihren neu gegründeten Ort Herrnhut. Sie kamen aus Böhmen, wo vor den Blutgerichten ihre evangelischen Brüder das Leben hatten lassen müssen. Grausame Verfolgung zwang sie zur Auswanderung. Sie begaben sich nach Sachsen und fanden Schutz, Rat und Unterkommen beim Grafen Zinzendorf. Eine denkwürdige Abendmahlsfeier in Bertelsdorf am 13. August 1727 schuf eine durch innige Bruderliebe eng verbundene Gemeinde, die unter der Führung des Grafen Zinzendorf bald in die Weite zu wirken begann.

Seiner inneren Haltung nach ist Matthias Claudius den Kreisen der Brüdergemeinde verwandt. Er ist in einem Pfarrhause bei Lübeck geboren, studierte zwar Theologie und Jura, aber hat nie einen eigentlichen Beruf ergriffen, sondern lebte als Angestellter in Büros und Banken, um notdürftig seinen Unterhalt zu verdienen. Aber am liebsten lebte er still in Wandsbeck bei Hamburg bei seiner Familie und freute sich in seiner stillen Art an Heimat, Familie und Frömmigkeit. Seine Frömmigkeit war schlicht und aufs Praktische gerichtet. Von seinen Dichtungen sind einige in ihrer gemütvollen Art rechte Volkslieder geworden, so zum Beispiel: „der Mond ist aufgegangen“. Seine Frömmigkeit stand im Gegensatz zu der auf die Vernunft eingestellten Zeit. Er wäre nie einverstanden gewesen, mit der vernünftelnden Art Friedrichs des Großen über Religion zu reden. Aber man soll auch in der Beurteilung Friedrichs des Großen nicht ungerecht sein, sein Hauptwerk liegt auf anderen Gebieten. In seiner Haltung gegen die Frommen seiner Zeit war er ein Kind seiner Zeit. Er ist als König und Held in seiner Art, für das Volk einzustehen und im Dienste des Volkes aufzugehen, eine der lebendigsten Gestalten der deutschen Geschichte. Groß in der Erziehung und Führung des Volkes trägt er nicht mit Unrecht den Beinamen: der Große. Seine Erziehung des Heeres hat sich durch Jahrzehnte, ja wohl bis ins 20. Jahrhundert hinein erhalten. Die erstaunlichen Taten des preußischen Heeres im Jahre 1870/71 sind nicht zuletzt auf seine Erziehung zurückzuführen.

Mit zu den technisch hervorragenden Schlachten des 70er Krieges gehört die Schlacht bei Gravelotte. Große Festungen sind für gewöhnlich große Stützpunkte für Armeen, aber sie können auch sehr gefährlich werden. Das zeigte sich in den Augusttagen des Jahres 1870, als die deutschen Heereskolonnen gegen Metz herangezogen und nach gewaltigen Marschleistungen am 18. Aug. die französische Armee vom Rücken aus anfielen und an die Festung drückten. Vom Marsch aus schwenkten die preußischen Armeen in die Kampflinie ein. Als am Abend die geschlagenen französischen Legionen gegen Metz zurückfluteten, da war die Entscheidung gefallen und das Schicksal der französischen Armee entschieden; ihre Durchbruchversuche konnten ihnen nichts helfen. Infolge der Schlacht bei Gravelotte mußten im Oktober 1870 190 000 französische Soldaten sich gefangen geben.

Für heute einen fröhlichen Gruß von

Deinem Gottfried.

Bibellesestafel.

10. Sonntag n. Trin., den 12. August 1928.

Evangelien: Luk. 19, 41—48 und Matth. 23, 34—39.
Episteln: 1. Kor. 12, 1—11 und Apostelges. 20, 17—38.
Altes Testament: Jerem. 7, 1—11.

12. Aug. Matth. 11, 16—24. Gesezt zu einem Fall.
13. Aug. Matth. 11, 25—30. Gesezt zu einem Aufstehen vieler.
14. Aug. Jes. 42, 1—3. Unter uns wie ein Diener.
15. Aug. Matth. 12, 1—14. Ein freier Herr aller Dinge.
16. Aug. Matth. 12, 15—21. Ganz los vom Eigenen.
17. Aug. Matth. 12, 22—37. Retter und Richter.
18. Aug. Matth. 12, 38—45. Gehorsam — nicht Bewunderung.

Zeitwarte.

Nur wenige Tage noch trennen das evangelische Deutschland von einer hochbedeutsamen Tagungswoche in der Pressestadt Köln. Am 18. August wird zunächst der deutsche evangelische Pressetag zusammengetreten. Das ist die Zusammenfassung aller deutschen evangelischen Blätter und Zeitungen, aller Vereinsblätter und Fachzeitschriften; sämtliche deutschen Presseverbände sind auf ihm vertreten. Am 20. August nehmen dann die Verhandlungen der Internationalen Christlichen Pressekonferenz ihren Anfang. Die Verhandlungsgegenstände der Konferenz sind: „Der Ruf Gottes an die Presse“ und „Was kann die religiöse Presse zur Förderung der Einigungsbewegung der Christenheit tun?“. Der Höhepunkt der Tagung wird wohl ein Vortrag sein des schwedischen Erzbischofs Söderblom, dem Führer der evangelischen Einigungsbewegung in der Welt, über „Das Apostolat der Presse“.

Wir sind angesichts der Tagungshochflut in unserem Volke allmählich von dem Wahn befreit worden, als ob durch Tagungen und Massenversammlungen das Reich Gottes auf Erden auch nur einen Schritt weiter käme. Aber bei dieser Tagung haben wir doch allen Grund aufzuhorchen. Nicht zuletzt, weil sie so bestimmt Dinge des Reiches Gottes mit in ihren Verhandlungsbereich hineinnimmt. Sogar von einem Apostelamt der Presse ist die Rede. Wir evangelischen Christen pflegen mit diesem Ehrennamen, Apostel unseres Heilandes, etwas vorsichtig zu sein.

Ob die Ueberschrift dieses angezeigten Vortrages nicht etwas überheblich ist? Wir sind geneigt, zunächst von unserem Eindruck von Zeitungen und Blättern aus zu sagen, die deutsche Presse ist heute ganz sicher eher das Gegenteil. Sie ist eine Großmacht des Bösen in unserem Volk. Und bei weitem keine Macht des Guten. Wo man hinkommt, droht ja der Schmutz, der durch Blätter und Zeitungen in unser Volk sich ergießt, alles Reine und Edle zu erstickten. Alle Bahnhofsbuchhandlungen, selbst in den kleinsten Orten, sind ja eine Musterkarte von gedrucktem Schund und Schmutz. Gerade auf den Bahnhöfen, wo ständig die zur Schule fahrenden Kinder der Gefahr ausgesetzt sind, fällt es einem besonders auf, eine wie vernichtende Macht doch die Presse hat. Denken wir dazu an die geradezu bodenlose Art, über häßliche Prozesse zu berichten, dann hat das Wort von der Brunnenvergiftung durch die Presse seine tiefe Bedeutung und Wahrheit. Dazu kommt dann noch das offenkundliche Verkauftein einzelner Zeitungen an das Alkoholkapital. Ihre Meinungen sind also käuflich. Der, der am besten bezahlt, hat die besten Nachrichten über sich in der Zeitung stehen. Es gibt nur ganz wenige Zeitungen in Deutschland, die wirklich unabhängig sind.

Daß so viele begehrliche Hände sich nach der Presse austrecken, ist das beste Zeichen dafür, daß sie tatsächlich eine Großmacht auf der Welt ist, an die heute so leicht keine zweite heranreicht. Sie ist das Mittel, die Stimmung und die Meinung eines ganzen Volkes zu beeinflussen.

Sollten wir Evangelischen dieses Mittel nur in der Hand derer lassen, die es für ihre eigenen selbstsüchtigen Zwecke mißbrauchen? Der katholische Teil unsers Volkes hat sehr bald die Wichtigkeit einer eigenen katholischen Presse erkannt. Der Katholizismus hat sich eigene Zeitungen und Blätter geschaffen in sehr großer Zahl. Und die katholische Kirche achtet sehr darauf, daß nach Möglichkeit in jedem katholischen Haus auch nur katholische Zeitungen und Blätter gelesen werden.

Wir Evangelischen können einigen Männern, die sich trotz allen Widerstandes, den sie mit ihren Bestrebungen fanden, es von Herzen danken, daß sie es sich angelegen sein ließen, eine evangelische Presse zu schaffen. Sie sahen in den Blättern, die jeden Tag oder an jedem Sonntag in jedes Haus wandern können, eine neue Zunge, mit der das Evangelium unter den fern und nahe Stehenden verkündigt werden konnte.

Schon unser Reformator Luther hat es ja erfahren, welch gewaltige Macht die Druckerschwärze auf Erden hat. Seine 95 Thesen flogen in kurzer Zeit gedruckt durch

ganz Deutschland. Nie wäre das Evangelium so in die einzelnen Herzen eingedrungen, wenn nicht das Neue Testament mit Hilfe der Druckerkunst in die Häuser gekommen wäre. Heute können wir nun durch unsere Zeitungen und Zeitschriften und Sonntagsblätter täglich die Kunde von den Lebenserweisungen des Evangeliums in die Unruhe der Welt hineinsenden. Die Zahl der regelmäßig erscheinenden evangelischen Blätter und Zeitschriften beträgt heute 3300, die in einer Auflage von 13 860 000, also von fast 14 Millionen Stück erscheinen. So kann einer neugewordenen Zeit auf neuem Wege und in neuen Zungen das alte Evangelium verkündigt werden.

Gewiß wir wollen die Arbeit und Wichtigkeit des gedruckten Wortes nicht überschätzen. Zu leicht werden an Stelle der innersten Anliegen der Christenheit nebenfällige Dinge, wie große Zahlen und ähnliches für wichtig gehalten. Pressearbeit ist Vorhofarbeit, die zum Heiligtum führen soll. Aber wir brauchen gegenwärtig mehr denn sonst einen solchen Vorhof, in dem in unablässiger Kleinarbeit der Auswirkung des Evangeliums in der Welt die Bahn bereitet wird. Alle evangelische Pressearbeit ist Hinweis auf das stille Heiligtum, in dem all die bunten Bilder unseres Lebens zurücktreten sollen vor der Gegenwart des lebendigen Gottes. Nicht umsonst steht im Mittelpunkt der evangelischen Presseausstellung eine Kirche. Eine Kirche zum Zeichen des ewigen Zeugnisses, das unsere Aufgabe in einer schnell vergänglichen Welt ist. Alle evangelische Arbeit in der Öffentlichkeit hat aus den Quellen der Innerlichkeit zu kommen, wenn sie wirklich evangelische Arbeit bleiben soll.

Aber wenn dieser Strom von innen heraus die Werte und Arbeiten der evangelischen Pressearbeit durchströmt, dann können wir es wagen, die Belange unserer Kirche und der Christenheit auf das deutlichste in der Öffentlichkeit zu vertreten. Es ist für den Willen der evangelischen Kirche bezeichnend, daß auf der großen Presseausstellung in Köln die evangelische Schau ihren Platz nicht neben der geschichtlichen Abteilung hat, wo auch die katholische ihren Platz gefunden hat, sondern inmitten einer großen Pressestraße. Weit entfernt, sich mehr oder weniger rückschauend zu verhalten, hat sie sich in das volle Getriebe der Zeitungen hineingestellt. Nicht nur im engen Kreis der zur Kirche Gehörenden will sie wirken, nein die ganze Öffentlichkeit soll es wissen, daß die evangelische Kirche gewillt ist, auch im Großen am Wiederaufbau des Volkes mitzuhandeln und zu arbeiten. Der ganze evangelische Ausstellungsteil wird überragt von der kreuzgekrönten Kirche. Das Zeichen des Kreuzes auch über der Pressa. Ein Zeichen des Bekenntnisses und ein Leitstern. Alle evangelische Pressearbeit kann nur durch Opfer und entsagenden Dienst ihr Ziel erreichen.

Und jeder Evangelische kann mithelfen, daß die Macht der evangelischen Presse gestärkt werde. Er kann helfen, daß sie ihren Dienst recht ausrichten kann. Niemand sollte sich eine Zeitung halten, die mit Vorliebe alle Dreck- und Schmutzgeschichten weiter verbreitet. Sondern wir wollen sehr darauf achten, daß in unserer Zeitung die Belange unseres evangelischen Volksteiles nicht vernachlässigt werden. Wir sollen ruhig den Mut haben, an unsere Zeitung zu schreiben und sie darauf aufmerksam machen, daß wir mit vielen Dingen nicht einverstanden sind. Für Wünsche der Leser sind die meisten Zeitungen sehr zugänglich.

Was unsere evangelischen Sonntagsblätter angeht, so hat jeder von uns Lesern auch da seine Aufgabe. Es sollte kein Blatt ungenützt weggeworfen werden. Wenn wir es gelesen, ruhig weitergeben. Es sollte jedem Volksblattleser ein dankbares Anliegen sein, die dem Volksblattleiter wichtig sind und die ja Dinge unserer innersten Anliegen sind, dadurch weiterzuerbreiten, daß wir das Blatt weitergeben oder in unseren bekann- ten und befreundeten Familien eifrig dafür werben. Wir sind nicht so engherzig, es muß nicht gerade das Evangelische Volksblatt sein. Uns ist das Wichtigste, daß die gedruckte Botschaft von den Kräften des Evangeliums nicht ungenützt bleibt, sondern weitergegeben wird. W.